

„Meine Vision ist, alle Künste zu verbinden, so dass alles miteinander eins wird.“

Till Schwabenbauer, Träger des diesjährigen Berliner Musikschul-Preises, im Interview mit unserem Vorstandsmitglied Michael Gabel

Der Träger des diesjährigen Berliner Musikschulpreises, Till Schwabenbauer, ist in Berlin-Charlottenburg aufgewachsen und lebt seit Kurzem in Karlshorst, nicht weit von seiner Musikschule entfernt. Der 35-Jährige ist auf einem etwas unüblichen Weg Leiter einer großen Zahl von Orchestern geworden, darunter dem Schostakowitsch-Sinfonieorchester der ebenfalls nach dem Komponisten benannten Musikschule Lichtenberg. Zusätzlich hat Schwabenbauer aber zum Beispiel auch schon das Deutsche Filmorchester Babelsberg dirigiert.

Die Ehrung mit dem vom Berliner Musikschulbündnis gestifteten Preis nahm Vereinsvorsitzender Chris Berghäuser am 7. Juli in der Berliner Staatsoper Unter den Linden vor. Michael Gabel, Vorstandsmitglied des Berliner Musikschulbündnisses, sprach mit Schwabenbauer über

seinen Werdegang:

„Ich hatte mit viereinhalb erst Klavierunterricht, lernte dann mit acht Klarinette, mit zehn Saxofon. Dann habe ich mich voll auf Saxofon konzentriert, spielte im Berliner Jugendjazzorchester und im Landesjugendjazzorchester Brandenburg. Ich habe dann aber gemerkt, dass ich mich vor allem für das Dirigieren interessiere und habe an der Musikschule in Friedrichshain-Kreuzberg eine studienvorbereitende Ausbildung absolviert. Es folgte eine private Ausbildung beim Karajan-Schüler Alexander Gelovani, einem sehr guten georgischen Dirigenten und Pädagogen. Parallel studierte ich Musikwissenschaften, habe meinen Master gemacht und bin aktuell immer noch für meinen Doktor immatrikuliert.

Eine großartige Zeit hatte ich mit dem Berliner Landesjugendorchester, bei dem ich zunächst Dirigatassistent war. Dann kamen wir auf die Idee, mit einigen Leuten aus dem Orchester öfter zu proben, und gründeten das Jugendkammerorchester, bei dem ich Dirigent wurde und heute noch bin. Als dann 2008 die Musikschule Lichtenberg einen Orchesterleiter suchte, habe ich mich beworben und wurde nach einem Vordirigieren genommen.“

das Dirigieren von Amateurorchestern:

„Ich glaube, es gibt einen großen Unterschied zwischen Dirigenten von Profi- und Amateurorchestern. Beide sollten ein gutes Handwerk haben, zum Beispiel die Schlagtechniken beherrschen. Beim Amateurorchester braucht man aber viel mehr Empathie, viel mehr Identifikation mit den Musikerinnen und Musikern, man muss sich viel mehr Gedanken machen über das emotionale und zwischenmenschliche Miteinander. Man hat dafür aber auch die Chance, dass man beim Erarbeiten der Stücke mit allen zusammen über einen langen Zeitraum wachsen kann. Wichtig für Dirigenten von Amateurorchestern ist, dass sie Hilfen zum Üben bieten, dass sie motivieren, dran zu bleiben und - je nach Stück - ein halbes Jahr oder vielleicht auch länger mit den anderen Musikerinnen und Musikern zusammen auf Entdeckungsreise gehen.“

die Vorzüge der Multimodalsensorik:

„Wir arbeiten gerade an einem Projekt, bei dem es um das Leben von Vivaldi geht. Da habe ich die Jugendlichen bei dem Stück ‚Schöne Nacht‘, wie es in unserer Fassung heißt, gefragt: Was ist denn eigentlich die Szenerie dahinter, könnt ihr mal ein Bild dazu malen? Dabei kamen tolle Bilder heraus,

und ich habe gemerkt, dass die Kinder und Jugendlichen das Stück dann auch anders gespielt haben. Die Wellen glitzern jetzt, die Grillen zirpen. Und man hört, wie der Gondoliere durchs Wasser schippert. Wir werden die Bilder jetzt einscannen und während des Konzertes zeigen.

Der Begriff Multimodalsensorik beschreibt ein solches Vorgehen. Beim einen Teil, der Multimodalität, ist es ein bisschen wie bei einem Verkehrsschild: Sprache, Farbe, Form, Zeichen – alles zusammen bewirkt, dass wir ein Schild sehr schnell erkennen können. Bei der Multisensorik geht es darum, mehrere Sinne gleichzeitig anzusprechen. Mir geht es darum, dies alles miteinander zu verknüpfen. Wir haben so ein riesiges Potenzial, wovon gerade die Klassik vieles nicht ausnutzt. Wir können Geruch einsetzen, wir können den Raum nutzen. Im Rock-Pop-Jazz-Bereich ist ganz klar, dass man auf der Bühne eine Atmosphäre kreiert, indem man vielleicht durch Farben bestimmte Stimmungen erzeugt, dass auch mal Nebel aufsteigt, dass ein Blitzlicht kommt. So zu arbeiten, ist im Rock-Pop-Jazz-Bereich aber auch viel einfacher als in der Klassik, weil die Aussagen klarer und auch eindimensionaler sind, weil der Rhythmus mehr durchgeht, und weil in einem Stück, anders als in der Klassik, sich nicht 500 emotionale Zustände schnell abwechseln.“

die Gefahr der Reizüberflutung bei solchen Konzerten:

„Ich glaube, man kann jedes Stück multimodalsensorisch umsetzen. Für den einen mag das dann Reizüberflutung sein, für den anderen wird es da gerade spannend. Aber man muss aufpassen. Die Grenze ist für mich da, wo ich das Gefühl habe, dass es nicht mehr um das Konzerterlebnis geht, sondern um ein Event. Die Musik muss immer im Vordergrund stehen, alles muss im Dienst der Musik geschehen.“

seine Pläne:

„Wir machen jetzt ein Projekt mit Glucks ‚Orpheus und Eurydike‘, bei dem sich ein Teil des Publikums VR-Brillen aufsetzen wird, also Brillen mit Virtueller Realität. Bei den Aufführungen verschmilzt die virtuelle Welt mit der Bühnenwelt.

Ein bisschen ist das so wie im 16. Jahrhundert bei der Erfindung der Oper. Auch Wagner hat ja vom Gesamtkunstwerk geträumt. Meine Vision ist, alle Künste miteinander zu verbinden, alle Sinne miteinander zu verknüpfen und darüber hinaus die Spaltung zwischen Bühnen- und Zuschauerbereich aufzuheben, so dass alles miteinander eins wird. Mit den heutigen technischen Möglichkeiten ist vieles denkbar. Das soll aber nicht heißen, dass man diese Mittel auch in jedem Moment nutzt. Zum Beispiel kann es auch mal ganz dunkel bleiben, und man hört einfach nur der Musik zu. Denn wenn man immer alle Sinne anspricht, dann wird das irgendwann auch langweilig.“